1811. Nro. 35.



Der Freimüthige

Montag, oder den 18. Februar.

Berlinisches Unterhaltungsblatt für gebildete, unbefangene Leser.

An den Herrn ***
Verfasser der beachtungswerthen Kehrseite eines Schaupfennigs.

(Man sehe den Freimüthigen 1810. Nro. 198. 199 und 200.)

Meine Entfernung von Deutschland ist die Ursache, daß ich den Freimüthigen immer etwas spät erhalte. Darum trete ich heute erst in die Schranken, in die Sie mir den Fehdehandschuh geworfen haben.

Ich gestehe offenherzig, daß ich bei der Einsendung meines Aufsatzes: „der herumziehende Prediger" an nichts weniger dachte, als an eine Herausforderung.

Wenn ich nicht den Predigerstand für den wichtigsten, für den nöthigsten, für den einflußreichsten auf das allgemeine Familienwohl, für den — ich möchte sagen — heiligsten im Staate hielte, so würde ich über den Prediger zu J., über dieses unwürdige Mitglied jenes Standes, nicht so herzlich geeifert haben.

Meine Absicht bei Einsendung jenes Aufsatzes war: alle die, welche bei Ansetzung der Prediger eine mittelbare oder unmittelbare Stimme haben, durch diese — nicht Anekdote, wie Sie sie nennen, sondern — faktische Geschichte, darauf aufmerksam zu machen, daß bei der Anstellung eines Predigers nicht Connexion, nicht Nebenabsichten, sondern einzig und allein Talente, Kenntnisse und moralischer Werth des Kandidaten in's Auge gefaßt werden müssen. Beiher wollte ich auch darthun, wie unumgänglich nöthig es sey, die Prediger von Zeit zu Zeit durch ihre Obern kontrolliren zu lassen. Dieß müßte aber nicht, wie jetzt gewöhnlich, geschehen, indem ein Herr Consistorialrath mit Vorspann und Umgebungen, längst angemeldet, zum Dorfe hereinführe, sondern der Controlleur müßte ohne alles Gepränge, unerkannt und unvermuthet, in die Kirche treten; müßte im Stillen, in der umliegenden Gegend des Kirchsprengels, sich nach dem Wandel und der Weise des Predigers erkundigen, und fände er auf diesen beiden Wegen den Gegenstand seiner Controlle auf falschem Pferde; so hätte er dann Veranlassung zu Zurechtweisungen und Rügen.

Für diese meine Absicht treten Sie nun mir gegenüber, und streiten nicht für die gute Sache, sondern für die schlechten Prediger, für die Kollegen meines Schächers zu J.

Nun wohl! Ich werde Ihnen punktweise antworten.

1) Sie beschuldigen Ihre Obern der Schalkheit, der Ränke, der Selbstentehrung. Ihr Consistorium wird, wie die drei Weisen des Morgenlandes, geführt von Ihren drei Sternchen, Sie wohl herauszufinden, und dann zur Belegung Ihrer Vorwürfe zu ziehen wissen. Darum lasse ich diesen Punkt, als mir fremd, unbeantwortet.

2) Die Epitheta „herumziehender, mobiler Prediger" sind nicht rügend von mir gemeint. Im Gegentheil werden Sie weiter unten ersehen, daß ich der Meinung bin, die Prediger noch mobiler zu machen.

3) Am Schenkentempel hatte Ihr Amtsbruder keine Schuld, sondern, wie Sie sehr richtig bemerken, der Staat.

4) Tabak muß kein Prediger in der Mitte seiner zur Andacht versammelten Gemeine rauchen. Die weite mühselige Reise und alle andere äußere Umstände können hier nicht entschuldigen. Sie, mein lieber Gegner, würden dieß nie thun.

5) Es ist möglich, daß mein erbärmlicher Prediger die Eingehenden nicht zählte; aber es schien so, und wird auch durch sein nachheriges Benehmen wahrscheinlich.

6) Sie haben sich nun einmal vorgenommen, meinen Prediger, als wackerer Amtskollege, zu vertheidigen; das ist recht brav von Ihnen. Aber Sie nehmen nun auch seinen Schmutz, seinen Fusel und seinen Tabaksschmergel in Schutz, und das ist lächerlich. Aermlich kann ein Landprediger gehen, aber nicht schmutzig. Armuth macht keine Schande; aber Unreinlichkeit und die Ambradüfte der Kornlimonade und der Potpourri einer alten stänkerigen Pfeife ekeln jedermann an.

7) Von polnischen Edelleuten scheinen Sie wenige gesehen zu haben. Niemand sieht mehr auf Aeußeres, als der Pole. Daher ist er gern elegant.

8) Sie stellen armselig und gemein neben einander. Das sind ja zwei von einander himmelweit verschiedene Begriffe.

9) Ihren Satz, „daß vom anständigen Brodte sich die schönsten geistigen Berufsfrüchte zeigen," bestreite ich. Dann wäre ja das Spottsprichwort wahr, „wem Gott Brodt giebt, dem giebt er auch Verstand." Sie kennen gewiß viele Beamten mit großen Gehältern, deren geistige Berufsfrüchte herzlich schlecht sind; und eben so sind mir mehrere Männer bekannt, die blutarm waren, und deren Werke heute noch unter die klassischen gehören. Gellert war in seiner Jugend ein armer Leipziger Magister, und seine reiche Feder lieferte wahrhaftig schöne Früchte. Heidenreich saß im Wechselarrest, und — doch wozu nenne ich Ihnen erst Namen; fast die meisten deutschen Gelehrten sind nicht reich, wenige nur haben anständiges Brodt, und dessen ungeachtet ist und bleibt Deutschland doch der Sitz gediegener Gelehrsamkeit.

10) Auch Ihr Aeußeres verräth so etwas von Gemeinheit? Ey Ey! Auch in der Tugend kann man zu viel thun! und so sind Sie diesmal wirklich zu offenherzig! Doch Scherz bei Seite! Ich will Sie aus der Verlegenheit heraushelfen, in die Sie Ihre Wortverwechselung gebracht hat. Sie wollen sagen, daß auch Ihr Aeußeres, Ihre Armuth, Ihre schlechte Stelle, Ihre wenigen Einkünfte verrathe.

Verstehe ich Sie so recht, dann, mein Gegner, sind Sie nicht mehr mein Feind, dann biete ich Ihnen freundlich und theilnehmend die Hand. Dann thun Sie mir recht herzlich leid.

Man arbeitet jetzt in allen Staaten am Bessermachen. Ein großer Stein im Wege zu diesem edlen Ziele ist die schlechte Lage des Predigerstandes. So lange die Prediger kein vollkommen hinreichendes Brod haben, und so lange sie sich mit den Brocken begnügen müssen, die vom Tische ihrer Gemeinemitglieder fallen, so lange kann man von keinem Prediger etwas Vollständiges fordern.

Die niedrigste Predigerstelle sollte mit einem jährlichen Gehalte von 500 Rthlr. verknüpft seyn. Gebt dem Prediger kein Feld zu bestellen, sondern nur einen Garten und ein freundlich eingerichtetes Wohnhaus! Er beziehe sein Gehalt in baarem Gelde, nicht aus der Hand der Gemeine-Mitglieder, sondern aus der Landesherrlichen Casse! In diese fließen die Beiträge sämmtlicher Unterthanen nach Verhältniß des eingeführten Steuerfußes. Man formire ferner Predigerstellen von 8 — 10 — 12 und 1500 Rthlr. jährlich, zu denen die vorzüglich geschickten Prediger nach und nach herauf befördert werden können. Man lasse, wo die Unterthanen-Beiträge nicht zureichen, so starke Prediger-Gehälter zu etatisiren, die Hälfte, oder, wenn dieß noch zu wenig ist, drei Viertel der bisherigen Predigerstellen allmählich eingehen. Ein Land, das bisher 400 Prediger hatte, ist besser daran, wenn es 100 ganz vorzüglich gute, als 400 mittelmäßige oder schlechte Prediger besoldet. Ich höre lieber im Jahre 12 gute, als 52 schlechte Predigten. Man lege dem Prediger einen grös-

sern Sprengel bei! Er wohne in der Mitte dieses Kreises; er habe in diesem Sprengel vier Kirchen, so, daß er alle Monate in einer derselben predige!

Er hat nun mehr zu thun, als sonst. Denn Taufen, Trauungen und Krankenbesuche werden ihn sehr beschäftigen. — Von Leichenbegängnissen aber muß er in der Regel dispensirt seyn, diese können dem Schulhalter zur Begleitung übergeben werden; nur bei besondern Veranlassungen sey es ihm Pflicht, seine Gemeine um das Grab irgend eines vorzüglich Verdienstvollen zu versammeln.

Allein diese mehrere Arbeit wird ihn nicht so sehr erschöpfen, als jetzt, bei übriger Muße, die Nahrungssorge für sich und die Seinen. Dann ist der Prediger unabhängig von seiner Gemeine; sein Stand wird, wenn er ihn nicht geradezu selbst entehrt, in der ihm gebührenden Achtung bleiben, und nun, — nun erst kann er das Gute, das Heilbringende auf seine Gemeine wirken, was der Staat von ihm erwartet. Es ist Zeit, dem Volke gute Prediger überall zu geben. Es ist hohe Zeit; denn dieser nur allein hat die Zügel der öffentlichen Moralität in der Hand. Er, Er allein kann das Gemüth des Volks ergreifen, fassen, erschüttern, leiten — und dieser Mann, dieser wichtige Mann soll sein trocknes Brodt mit Thränen des Kummers feuchten? Dieser Mann, der Liebe zu Gott und König, zu Menschen und Vaterland predigen soll, — dieser Mann wird schlimmer, als das gemeinste Thier des Aermsten im Lande, nicht einmal satt gemacht? Dieser Mann, durch dessen Beispiel die Gemeine in äußerer feiner Zucht und Ehre gehalten werden, nach dem sie sich in öffentlichem Anstand und in der Ordnung des Lebens und Hauses, bilden, und der er zum Vorbilde der häuslichen Glückseligkeit dienen soll, hat nicht so viel, um seine Hülle zu bedecken, um Gattinn und Kinder zu kleiden, um, nur einen Tag im Jahre, häuslich froh mit den Seinen zu seyn? — — Sind Sie nun, mein armer Freund, mit mir zufrieden? Ich hoffe es, denn ich spreche für Sie. Nicht um Ihretsondern um der Sache, um des Allgemeinen willen.

(Der Schluß folgt.)

Merkwürdige Rechnung.

Es dürfte vielleicht nicht uninteressant seyn, jetzt beim Anfange eines neuen Jahres, — wo, dem Herkommen gemäß, fast in allen Zweigen des bürgerlichen Lebens Rechnungen abgeschlossen und die bei Obrigkeitlichen Behörden übergebnen durchgesehen und confirmirt werden — einen Auszug aus einer alten Rechnung vom Jahr 1565 zu überlesen, welche bei Gelegenheit der Pest, die in einer berühmten Handelsstadt wüthete, abgelegt und von den Bürgermeistern, unter denen sich einer von Adel befand, confirmirt worden ist.

Es heißt darin wörtlich also:
Nach den Ambrossius Uhmann Balbirer sein Beſcheidt Bekommen hatt, das ehr ousz pesttlenz haus ausgezogen Ist, So est Balt ehe hernach vngeferlich In viertagen Ins pesttlenzhauße Ein Teuffelsgespenste Kommen, welliche das gesinde gerausst, gedrückt, vnd mit stteinen geworffen hott, das die Kranken, vnd gesinde Keine Rühe dafür Kunden haben sünderlich die nacht, vnd hat petern Den Sich knecht Braun vnd plo vndern augen geworffen vnd Orten Die Sich magt auch vbel gedrückt Im Ofen loch, das sie etliche Zeit Krank gelegen.

Damit aber die Armen Kranken, vnd das gesinde Ruhe haben mochten, hat man Bey alden Huerren Rat gesücht vnd Ist einer alden Huerren An Ein fremden Ort Drey Taller geben, welche dem Teuffels gespenst gewehrt hat, das es hinweck Kommen Ist, Darnach ist einer alden Kuppellerin ein Daller geben das sie dreymall zü der Teufels Bannerin gangen Ist vnd die sachen mit Ir gehandelt hat.

Ich habe auch frantz milken Sich knecht mit einen alden weibe abgefertiget das ehr zü der Teuffels Bannerin selbst ginge, den ich forchte es mochte ein Betrugk dahinter stücken sie mocht das gelt Nehmen vnd nicht Rat schaffen Konnen, Aber sie hat mit Keinen mehr Reden Oder zu thun haben wollen, Alleine mit Irer postleufferin hat sie Die handell angenommen, das mall hat frantz milke mit der frauen verzehrt 9 Gr.

Summa Teuffels
vnwst Düt : fl. 5 — : —

(A — h.)

Tagesbegebenheiten.

Aus Paris.

(Aus Französischen Blättern.)

Gespenster und Träume sind jetzt bei den Pariser Schönen an der Tagesordnung. Eine sonst sehr geistreiche Frau arbeitet an einem Werke, worin sie durch unbestreitbare Thatsachen und Zeugnisse beweisen will, daß die Träume blaß Ahnung der Zukunft sind, so wie, daß die Kunst sie zu erklären, so positiv wie die — Arzneikunst ist. Indeß gesteht diese Schriftstellerinn selbst zu, daß ein Unterschied zwischen Träumen ist, wie schon Virgil singt, daß der Schlaf zwei Thore habe, eines für die wahren Träume, und das andere für die Täuschungen. Dem Ehegatten dieser Schriftstellerinn träumte, sie wäre ihm ungetreu, und beim Erwachen fragte er sie, aus welchem Thore wol sein Traum gekommen wäre? . . . Begegnen sich zu Paris zwei Schönen, so fragen sie nicht mehr: wie befinden Sie sich? sondern: was hat Ihnen diese Nacht geträumt? Diese Art Aberglaube erweckte wieder alle alten Vorurtheile. Von Neuem erbleicht die Hausfrau, wenn das Salzfaß auf dem Tische umfällt, Messer und Gabel kreuzweis auf dem Teller liegen, 13 Personen speisen 2c. Es giebt selbst Damen, die am Freitag nicht ausgingen, und wenn sie ihren Männern das Leben retten könnten. . . . Es hat einst Jemand gesagt: „Selbst den jüngsten Tag werden die Franzosen in Musik setzen, und auf den Ruinen der Erde so lange tanzen, bis sich kein Raum mehr zu einem Contretanz finden wird.“ Jetzt macht die Ernsthaftigkeit oder eigentlich Melancholie der Pariser merkwürdige Fortschritte; die meisten Unterhaltungen laufen auf nächtliche Erscheinungen und Geistergeschichten hinaus. Bald wird ein General von sechs Kerlen, in schwarzen Mänteln eingehüllt, in seinem Wagen um Mitternacht angehalten, seine Leute am Halse gepackt; bald wirft eine unsichtbare Hand jede Nacht auf dem Pontneuf den Kram einer Orangehändlerinn um; wenn zufällig der Grund der Begebenheit wahr ist, so wird er durch Hinzufügung romantischer Umstände so entstellt, daß das Wahre davon selbst zweifelhaft wird. Das Beste ist, daß die herrschende abergläubische Leichtgläubigkeit unsrer Damen bloß eine Sache des Geschmacks ist, daß sie weder im Herzen noch im Geist Wurzel schlägt, und folglich nicht von langer Dauer seyn kann. — Das Alter ist zu Paris jetzt ein Gegenstand des Lächerlichen. Das Traurigste ist, daß alte Leute nicht nur kein Recht mehr auf Mitleid haben werden. Desto höher hebt sich das Herz, wenn man auf Züge von kindlicher Liebe stößt, die sich wie folgender auszeichnen: Ein Wirth zu Belleville, dessen Vater vor einigen Jahren starb, ließ demselben jetzt als Sohn, der zu Wohlstand gekommen ist, ein geschmackvolles Denkmal errichten und seine Asche darunter versetzen. Zuletzt gab er den 400 Leichenbegleitern ein prächtiges Todtenmahl. . . . Die Pariser jungen Leute schmücken nun ihre Schlafkammern mit Waffen aller Art aus; man glaubt sich in Don Quixotte's Cabinet versetzt. Gewehr und Waffen aus allen Ländern figuriren in dieser grotesken Ausmöblirung, wo man maurische Dolche, türkische Säbel, arabische Gaujars, kosakische Karabiner, amerikanische Keulen 2c. sieht. . . . In einer der Gallerien des Palais Royal wurde ein sehr prächtiger Saal, mit Lüstern, Spiegeln, Gemälden ausgerüstet, eröffnet. Man glaubt in ein Kaffeehaus oder in einen Tanz- oder Konzertsaal zu treten, und es ist der Saal eines — Schuhputzers.

Miszellen.

— Der Schauspieldirektor von Steinsberg, der zuletzt in Moskwa starb, wollte zu Prag die damals sehr beliebte Oper: „Hans Klachel von Spellautsch“ (eine Art Rochus Pumpernickel) mit seiner Truppe geben, mit der er eben nach Karlsbad abzureisen im Begriff stand. Schon waren am Abende der Vorstellung die Schauspieler im Charakter ihrer Rollen gekleidet, die Zuschauer versammelt, und die Musiker bei einander, als der Correpetitor erschien, und dem Direktor die Partitur und Orchesterstimmen der Oper abforderte. Der Direktor wies ihn ab, weil er als Correpetitor selbst für Aufbewahrung der Musik zu sorgen habe. Als dieser aber erwiderte, er habe sie nicht zu Hause, wahrscheinlich sey sie schon mit den andern Theatersachen eingepackt, forderte der Direktor die anwesenden Schauspieler auf, mit ihm in sein Logis zu gehen, und geschwind in den gepackten Kisten nachzusehen. Es geschah, und man denke sich nun den Aufzug? Der Direktor mit rothbewickeltem Zopfe, den Blumenstrauß vor der Brust und die Reitpeitsche in der Hand, stürmte voran, und ihm nach das ganze männliche Personale der Oper im lächerlichsten Kostüme, über die Straße auf den Markt, zur Wohnung der Direktion in den Gasthof. Ein ganzer Nachtrab von Neugierigen begleitete sie. Im Gasthof fanden sie Baugefangene in Ketten, welche als Handlanger gewöhnlich bei den Bürgern helfen, und hier so eben die Kisten der Schauspielergesellschaft auf die Frachtwagen packten. Die Schauspieler in ihrem Kostüme packten nun, in Vereinigung mit diesen Kettenträgern, wieder ab, und so entstand eine in dieser Art wirklich einzige Vermischung der Gestalten und Dinge. Man suchte die Kisten durch, fand die Oper aber nicht; der Direktor gab nun dem Correpetitor eine so derbe Ohrfeige, daß dieser zwischen dem Papagenobauer und dem Theatersarg zu Boden taumelte, und sich endlich besann, daß er die Oper doch zu Hause verlegt habe. Er holte sie geschwind, und nun nahm endlich das Stück seinen Anfang. Da Hans Klachel seinen Einzug auf einem Pferde hält, so hatte man dazu mit vieler Mühe einen Gaul die Stiege hinauf auf das Theater gebracht. Nach Beendigung der Oper konnte man diesen nicht wieder herabbringen, man versuchte sogar vergeblich, ihn auf Bretter gebunden herabzuschleifen, bis ein Fuhrmann herbei kam, einige Knaben an dem Schweif des Gauls als Gegenkraft anstellte, und so den Gaul die steile Treppe herabführte.

— Ein Arzt aus Wadstena in Ostergothland, Namens Osbeck, entdeckte ein Mittel, alle bisher für unheilbar angesehene venerische Krankheiten zu heilen. Das Collegium medicum stellte auf Befehl des Königs von Schweden Versuche an, und fand, daß die Methode unfehlbar ist. Das Kollegium schlug daher vor, daß dem Erfinder die geforderte mäßige Summe ausbezahlt werde. Man wartet mit Ungeduld, was für ein Mittel es ist.

— Zwei sehr beträchtliche Diebstähle, durch gewaltsame Erbrechung von Cassen, wurden vor einigen Tagen in Wien begangen, aber durch die Polizei so schnell entdeckt, daß der Betrag derselben beinahe ganz wieder in die Hände der Eigenthümer zurück kam.